

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley, B. C. H. m. & Wirthshaus-Hof gegenüber.

Jahrgang 5, ganze Nummer 213.

Dienstag den 3. October 1843.

Sechste Nummer 5.

Bedingungen.—Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Thaler des Jahres, welcher in halbjähriger Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monat wird kein Untersreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingerückt. Untersreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Verwendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Untersreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingeschickt werden.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Fürst vom Fächer.

Drei oder vier Jahre nach dem Militäraufstande, welcher Boyer als Präsident an die Spitze der Republik von Haiti stellte, befand sich die ehemalige Kaiserin von Haiti, die unglückliche Wittve Christophs des Großen, mit ihrer Tochter und einer ihrer ehemaligen Pallasdamen in Florenz, wo sie ruhig und zurückgezogen von dem Ertrage des Verkaufs ihrer Diamanten lebte. Die glänzende Kaiserin Maria Theresie war nur noch eine alte Negerin, die mit ihrer Tochter und Dienerin in einem schlechten italienischen Wirthshause ihr bescheidenes Mahl einnahm. Eines Abends begegnete sie einem armen Teufel von Neger, in welchem sie einen ehemaligen jungen Hofmann von Haiti zu erkennen glaubte, welcher eine wichtige Rolle in dem letzten Akte des haitischen Trauerspiels gespielt hatte. Der Neger ging vorüber, ohne zu ahnen, daß seine ehemalige Kaiserin ihn beobachtete. Maria Theresie sah auch am nächsten Tag den Neger und ließ ihn endlich am dritten durch einen Diener zu sich rufen, ohne aber ihren Namen zu sagen. Auf die Frage der Madame Christoph, deren Stimme ihm bekannt klang, antwortete er, er heiße Dupuis, sei sonst reich gewesen, lebe von den Trümmern seines Vermögens und heiße der Fürst vom Fächer. Man ersuchte ihn, seine Geschichte zu erzählen. Er begann damit, daß er versicherte, der Fächer von welchem er den Namen führe, habe den Sturz des Kaisers und des Reiches veranlaßt, schilderte dann den schwarzen Kaiser Christoph, an dem er noch mit begeisterter Liebe hing, und endlich auch die Kaiserin, die von ihm nicht erkannt, vor ihm saß. „Sie liebte alles Französische und bemühte sich, den Glanz des alten Hofes von Versailles nachzuahmen; die Bälle welche sie gab, sollten den elegantesten Versammlungen der alten französischen Aristokratie gleichen; Niemand erhielt Zutritt, wenn er nicht Puder, Mouschen, Sammet, Plüsch u. trug. Denken Sie sich weißgepuderte Neger! — Neger mit langen Staatsbögen, mit seidnen Handschuhen, eine goldene Tabatiere in der Hand, mit rothen Abfähen an den Schuhen, mit Federhut, Busenstreifen und Manschetten von Spitzen; Negerinnen, von Moschus duftend, in Atlasgewänden mit langen Schleppen! Die ehemaligen Sklaven von St. Domingo erhielten Titel, Würden und aristokratische Auszeichnungen aller Art! Es gab Ritter, Barone, Marquis und Fürsten, einen Herzog von Limonado, einen Grafen von Gewürznelke, und ich war der Fürst vom Fächer. Damals zeichnete sich ein junger Neger durch Muth, Verschwendung und Galanterie aus; er erhielt den Titel eines Marquis von Zimmet, ging nur auf Liebesabenteuer aus, machte, da er wirklich schön war, bei den Damen großes Glück und erhob seine Augen später sogar zur Kaiserin Marie Theresie, die ihn jedoch mit Verachtung strafe. An einem Ball Abend einige Zeit darauf bemerkte sie den jungen Marquis von Zimmet, der unter einer Gruppe schöner Damen mit einem prachtvollen alten Fächer spielte, welchen sie so gleich zu besitzen wünschte. „Ist der Fächer Ihr Eigenthum?“ fragte sie den Marquis. „Ja,“ antwortete er. „Aber ein solcher Schmuck ziemt sich nicht für einen Mann, für einen tapfern Obristen; erst in der Hand einer schönen Dame würde er seinen ganzen Werth erhalten. Ich gebe ihnen tausend Piaster und meinen Dank obendrein.“ „Gew. Majestät werden mir verzeihen; aber wie könnte ich ihnen heute verkaufen, was ich Morgen zu schenken gedenke?“ „Wem?“ „Einer Dame, die ich noch nicht kenne.“ Die Kaiserin suchte ihren Verdruß zu verbergen, der Marquis aber sah sie an und

lächelte. Da trat ich zu dem kecken Menschen, der unsere Kaiserin zu verhöhnen wagte, entriß ihm den Fächer und zerbrach ihn vor der Kaiserin. Am folgenden Tage hatten wir natürlich ein Duell auf Leben und Tod. Der Marquis hatte die Güte oder die Ungeschicklichkeit, mich leben zu lassen; ich erhielt nur eine leichte Verwundung, die mir aber, auf Bitten der Kaiserin, den Titel „Fürst vom Fächer“ erwarb. Von diesem Augenblicke an verließ der Oberst die Sache Christophs, um sich ganz der republikanischen hinzugeben; er schrieb Flugschriften gegen den Hof von Sans Souci und dichtete Epigramme und schmutzige Lieder gegen die Kaiserin. Der Kaiser befahl den Obersten zu degradiren, und dies war das Signal zu der revolutionären Bewegung, welche das Reich Christophs stürzen sollte. Jetzt ist alles vorbei; der Kaiser hat sich getödet, die Prinzen fielen bei der Vertheidigung ihrer Mutter und die Kaiserin Marie Theresie lebt mit der Prinzessin Antoinette in der Verbannung. Sie leiden vielleicht Noth, sie bedürfen vielleicht meiner Hilfe, ich suche sie.“ Sie haben sie gefunden,“ sprach die ehemalige Kaiserin. Da konnte der Fürst vom Fächer seine Freude nicht mäßigen und er sank unter Freudenthränen vor Maria Theresie auf die Knie nieder. Sie aber hob ihn als Freundin auf und fant in seine Arme. Einige Tage später versammelte sich eine große Volksmenge in der Kirche Santa Felizita in Florenz, denn es wurde da, nicht der Fürst vom Fächer mit der Tochter eines Kaisers, sondern Jean Dupuis mit Antoinette Christoph getraut, so wollte es Maria Theresie, die ehemalige Kaiserin von Haiti.

Hirlanda,

Herzogin von Bretagne.
(Eine Geschichte des Alterthums.)
(Fortsetzung.)

Der schon so sehr abgeschwächte Artus ergrimmete über diese Erklärung seines Bruders so sehr, daß er kaum mehr reden konnte. — Sterben müßte sie, sagte er, und ihre Untreue mit dem Leben bezahlen, wenn sie noch zu Hause wäre. — Aber jetzt war er auch des weitern Krieges getümmelt gänzlich überdrüssig, übergab seine Leute einem andern Anführer, und trat mit Gerard und der Dienerschaft den Rückweg an.

Sobald er zu Hause angekommen war, ließ er die ganze Dienerschaft Person für Person vorrufen, und stellte ein förmliches Verhör an. Aber da alle von Gerard bestochen und wohl unterrichtet waren, so gaben alle genau die nämlichen Antworten, und Artus, den zuerst sein Bruder betrogen hatte, war nun auch von seiner ganzen Dienerschaft hintergangen, und schwur nochmal seiner unschuldigen Hirlanda den Tod, wenn er sie auffinden sollte.

Gerard, nachdem er nun seine Angelegenheiten so meisterlich in Ordnung gebracht hatte, nahm Abschied von Artus, und zog wieder nach England.

Artus war nun allein auf seinem Schlosse. Wo er hinging oder hinsah, fand er Gegenstände, die ihn an seine früheren seligen Tage erinnerten, und deswegen war ihm alles zuwider, und er war im höchsten Grade unzufrieden und unglücklich. Er suchte Zerstreuung auf der Jagd, durch Spiele im Kreise seiner Freunde, er konnte auch bisweilen seinen Unmuth etwas vergetten, so daß sich seine Gesundheitsumstände merklich besserten; aber sobald er wieder allein war, sank er in die alte Schwermuth zurück.

Nachdem nun schon sechs volle Jahre vorüber waren, begab er sich einft in das seither immer verschlossenen Zimmer seiner Gemahlin, und da fand er alles so, wie es war, als er sie verlassen hatte. Thränen traten in seine Augen, als er in einem Winkel ein schlechtes Papier erblickte. Es war der angefangene Aufsatz eines Brie-

ses, den Hirlanda an ihn gerichtet hatte. In den wenigen Zeilen fand er die unzweideutigen Ausdrücke aufrichtiger Liebe, und die bittere Klage, daß er ihr noch nie geschrieben habe, und doch schon mehr als zwei Monate abwesend sei.

Wie schon beim Eintritte ins Zimmer dem Artus unwillkürlich der Gedanke kam; Ach! sie ist gewiß unschuldig, so drang er bei Durchlesung dieser Zeilen noch tiefer in seine Seele, weil er wußte, daß er während dieser Zeit mehrere Briefe an sie gefendet hatte. Wie ist dieses möglich, dachte er, du sollst von meinen Briefen keinen erhalten haben! — Ach wärest du doch zugegen, du könntest dich vielleicht über deine Unschuld genugsam vertheidigen!

Doch dieses führte zu neuen quälenden Gedanken, die Artus mit dem Zimmer fliehen wollte; aber Nichts konnte; denn oft und sehr oft erneuerten sie sich wieder in seiner Seele, und er war bald mehr geneigt, die Hirlanda für unschuldig als für schuldig zu halten.

Mit einem alten in Ehren grau gewordenen Diener, der jetzt aus dem Felde zurückgekehrt war, brachte der Herzog viele Stunden in unterhaltenden Gesprächen zu. Dieser sagte an einem Abende, an welchem der Herzog das Gespräch auf seine Hirlanda wendete, in einem sonst ungewöhnlich ernstlichen Tone: Ich mag fragen, wenn ich will, so heißt es immer, die Herzogin sei schuldig, und so oft ich jemand frage, ist es, als ob mir eine höhere Stimme zuriefe: sie ist unschuldig. Das kann ich mir zwar nicht erklären, kann aber auch nicht glauben, daß die Herzogin der angeklagten Verbrechen schuldig sei.

Der Herzog sah ihn ernstlich an, schweig eine Zeit lang, wünschte ihm dann eine gute Nacht, und gieng zu Bette; aber die ganze Nacht schlief er kein Auge, und am Morgen sagte er dem guten Alten: Ihr habt recht, Hirlanda ist unschuldig, auch ich bejahe es. Aber daß Gerard der Betrüger sei, welcher sie fälschlich der Untreue beschuldigt habe, kann ich nicht glauben, vielmehr daß auch dieser hintergangen worden sei.

Hirlanda wird gefunden und erkannt.

Nachdem nun Hirlanda volle sieben Jahre verschollen war, und jedermann denken mußte, sie sei durch so lange Zeit den schwer drückenden Leiden unterlegen, beschloßen einige benachbarte Edelleute, mit einander eine Wallfahrt nach dem St. Michaelisberg zu verrichten, welcher an der Gränze Frankreichs gegen Spanien liegt. Sie erhielten auch sehr gerne von ihrem Herzoge die Erlaubniß, und traten bald in zahlreichen Haufen ihre Reise an. Nachdem sie mehrere Tage an diesem Wallfahrtsorte verweilt, und ihre Andacht mit wahrhaft christlichem Eifer verrichtet hatten, traten sie allgemein den Rückweg an.

Nur einer der Bornehmsten, Ritter von Oliven genannt, trennte sich von der Gesellschaft, weil er bei dieser Gelegenheit seine Waase besuchen wollte, die auf einem, seitwärts gegen die Normandie hin gelegenen Schlosse wohnte, das gänzlich von dicken Wäldern umgeben war. Von der andern Seite war der Weg zum Schlosse dem Ritter wohl bekannt, aber von dieser Seite hatte er ihn noch nie gemacht, und deswegen verrichtete er sich bald in den finstern Wäldern.

Ohne zu wissen, wo er war, hörte er auf einmal ein Geräusch, das ihn glauben machte, es sei Vieh in der Nähe. Schnell sprengte er der Gegend zu, von welcher das Geräusch zu kommen schien; und wie froh war er, als er wirklich eine Heerde Vieh, und bei dieser eine Hirtin erblickte. Er fragte sie, wo er sich befände, und welcher Weg dem Schlosse zuführe. Die Hirtin erwiderte, daß hier gar kein rechter Weg sei, der zum Schlosse führe, aber sie wolle ihn auf einen solchen führen, auf welchem er das Schloß geschwind erblicken werde.

Mit Vergnügen nahm Oliven diesen Antrag an, folgte der etwas traurig aus-

sehenden Hirtin, war bald auf dem rechten Wege, und auf diesem eben so bald vor der Schloßpforte. Er traf seine Waase, eine alte Wittve, im besten Wohlfsein an, und hoch erfreut über seinen so unvermutheten Besuch. Sie bot alles auf, um ihm seinen Aufenthalt recht vergnügt zu machen, sendete sogleich nach den nahegelegenen Bedienten, bat sie zur Tafel, und so brachte man die Zeit mit köstlichen Gastmahlen und unterschiedlichen unterhaltenden Spielen sehr vergnügt und fröhlich zu.

Oliven, der jene Hirtin, welche ihm den Weg zum Schlosse gezeigt hatte, ziemlich genau betrachtete, glaubte immer in ihr eine schon länger bekannte Person zu erkennen; aber es wollte ihm nicht einfallen wer sie eigentlich sein könnte. Doch ihr ganzes Benehmen zeigte deutlich genug, daß sie in diesem armseligen Stande weder geboren noch erzogen ward, sondern nur etwa durch ein Unglück in solchen gerathen sein müsse. Oliven nahm sich deswegen fest vor, sogleich bei seiner Waase zu fragen, wer denn diese Person sei; aber der unerwartete feierliche Empfang und die fortwährenden Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten machten ihn ganz auf die Frage vergessen.

Endlich traf es sich, daß die Hirtin im Schlosse Gesichte halber neben Oliven vorbeigieng, und sogleich erinnerte er sich an seinen Vorfall und fragte die neben ihm stehende Waase, wer diese Weibsperson sei, die so eben vorbei gehe; sie antwortete, es sei ihre Viehhüterin, und wie sie sage eine arme Bauertochter, aber manchmal sei sie schon durch ihr anständiges und höfliches Betragen auf den Gedanken gekommen, sie müssen mehr sein, als sie vorgebe, indessen habe sie nicht mehr von ihr erfahren können.

Oliven begab sich dann mit seiner Waase auf sein Zimmer, und ließ die Viehhüterin rufen. Diese gehorchte, ob wohl sehr ungerne, dem Befehle; denn sie kannte den Ritter v. Oliven sehr wohl und fürchtete gleich anfangs, auch sie möchte von ihm erkannt werden. Ganz erschrocken trat sie ins Zimmer mit der höflichen Frage, was man befehle. Oliven betrachtete sie wieder eine Zeit lang, dann sagte er zu seiner Waase: wenn ich je glauben könnte unsere Herzogin lebe noch, so wäre es diese, und da er sie noch einmal scharf ins Gesicht faßte, sagte er: ihr seid unsere Hirlanda! gesteht es nur; worauf sie so sehr erschrak, daß sie todtentbläß wurde.

Indessen erholte sie sich schnell wieder, suchte dem Ritter seine Meinung als irrig auszuweisen, und wollte durchaus nichts mehr als eine arme Bauertochter sein. Der Ritter fragte seine Waase um die Zeit ihrer Ankunft, und diese stimmte genau mit Hirlandas Flucht zusammen. Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln und ließ nicht nach, bis sie endlich selbst eingestand, daß sie die Herzogin Hirlanda sei.

Nun bat besonders die Frau des Schloßes und mit ihr auch der Ritter von Oliven aufrichtig und ehrerbietig um Verzeihung, daß sie die Herzogin bisher nicht erkannt, und so wenig geachtet hätten. Aber Hirlanda steng an noch weit mehr zu bitten, daß man sie doch nicht bekannt machen, sondern in ihrem dermaligen Stande lassen solle, in dem sie weit ruhiger und zufriedener lebe, als sie vorher auf ihrem Schlosse gelebt habe. Sie könne, sagte sie, der Vorsetzung nicht genug danken, daß sie von ihr in diese Einsamkeit geführt, und in diesen niedern Stand gesetzt worden sei.

Das Einzige, fügte sie bei, was ihr oft schwer gemacht habe, sei der Gedanke gewesen, daß vielleicht ihr guter Artus unglücklich sei, und daß sie allgemein für eine untreue, Gott und ehrvergessene Person gehalten werde, aber über das letzte sage ihr Gewissen das Gegentheil, und besser sei es, mit einem guten Gewissen für schlecht, als mit einem bösen Gewissen

für gut gehalten werden. Sie habe also auch dieses Ungemach zu ertragen gelernt; und nochmal bat sie aufrichtig, man solle sie in dieser Einsamkeit und bei dieser niedrigen Arbeit ihre Tage ruhig beschließen lassen.

Doch beim Ritter von Oliven half diese letztere Bitte nichts; denn er sagte, er wisse bestimmt, sie werde vom Herzog Artus mit größter Freude empfangen, weil sie dieser selbst schon lange wieder für unschuldig halte. Er wolle nur eilen, und seinem lieben Herrn, der ohne sie nicht glücklich sein könne, diese erwünschte Nachricht überbringen. Bald schwang er sich also auf sein muthiges Ross, und ritt so schnell als möglich der Burg des Artus zu, welche er nach einigen Tagen schon von Ferne sah.

Da er nun nach wenigen Stunden das Schloß erreichen konnte, hörte er, daß in einer kleinen Entfernung vom Wege gejagt wurde, und da dachte er, kann auch Herzog Artus dabei sein. Er lenkte also von der Straße ab in den Wald, und der erste, den er traf, war wirklich der Herzog selbst, der sich über das so unerwartete Zusammentreffen mit dem Ritter herzlich freute. Nach den gewöhnlichen Komplimenten sagte Ritter v. Oliven: Es freue ihn, daß sich der Herzog wohl befinde und so munter und fröhlich aussehe; aber er habe wohl gedacht, daß sich sein Herr bald wieder erholen werde, denn es stehe ihm ja jedes Mittel zu Gebote, um ruhig, zufrieden und vergnügt leben zu können.

Ja, sagte Artus nach einem tief gehaltenen Seufzer: Ihr hättet schon recht, mein Freund, wenn ich in der Wahl meiner Gattin glücklicher gewesen wäre, und hoffnungsvolle Erben wüßte. Soll denn, erwiderte der Ritter, die Wahl der Gattin wirklich unglücklich gewesen, soll Hirlanda wirklich der aufgebürdeten Verbrechen schuldig sein? Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß die wahrhaft fromme Herzogin so etwas zu thun fähig war. Auch ich, sagte Artus, glaube sicher, daß sie unschuldig ist, aber was hilft dieses? Ich habe doch weder Gattin noch Erben, und muß zweifeln, ob ich meine beste Hirlanda noch einmal zu Gesicht bekomme.

Wenn ich aber, entgegnete Ritter v. Oliven, meinen Herzog verschern könnte, Hirlanda lebt, liebt ihren Artus noch so aufrichtig, als jemals, wird wieder freudig zu ihm zurückkehren wenn er sie aufnimmt; wenn ich die Herzogin selbst zurückführte: Würdet ihr sie auch wieder aufnehmen? Mein Freund; sagte Artus, ihr redet von Sachen, die ich gar nicht glauben kann, und wenn sie wahr wären, wie könnt ihr mich noch fragen, ob ich meine unschuldige Gemahlin wieder aufnehmen werde, müßte ich vielmehr nicht sie bitten, daß sie wieder zu mir käme, und o wie gerne wollte ich dieses thun, wenn ich sie nur zu finden wüßte! —

Nun so wisset dann, lieber Herzog! fuhr der Ritter fort, Hirlanda ist bei meiner Waase, dort habe ich sie in der Kleidung einer armen Dienstmagd gefunden, und sie erkannt; sie bat mich zwar, daß ich ihren Aufenthalt nicht entdecken sollte, denn sie lebe in diesem niedrigen Stande als die geringste unter den Mägden weit besser, und sei weit ruhiger und zufriedener, als sie auf ihrem Schlosse habe sein können, denn der größte Schatz, das gute Gewissen, habe ihr nie gefehlt; das einzig drückende für sie sei gewesen, daß ihr lieber Artus so schändlich hintergangen sie für eine Treu- und Ehrvergessene Gattin halten müsse, und daß er vielleicht unglücklich und unzufrieden lebe. Dieser Gedanke habe sie weit mehr geschmerzt, als ihr eigenes Loos, und hätte sie dieses nicht denken müssen, sondern im Gegentheil erfahren, daß ihr Artus vergnügt und zufrieden lebe, so hätte sie nie mehr gewünscht aus diesem ihrem niedrigen Stande entfernt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)